

# Claim 8777

Autor(en): **Rudolph, Axel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 50

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756660>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# CLAIM 8777

## DIE GESCHICHTE EINES GOLDSUCHERS VON AXEL RUDOLPH

### 1. Der Brief.

**H**ast du nicht einen Glimmstengel, Kollege? — Ernst Raumer schüttelt stumm den Kopf. Ekelhaft! Nicht mal einen Glimmstengel hat man, der einem ein paar Züge lang hinweghelfen könnte über das Hundeleben. In der Tasche ganze sechzig Reichspfennige. Langt gerade für die nächste Nacht im «Pik As» und für eine warme Suppe morgen mittag. Was dann wird? Bloß nicht darüber nachgrübeln. Hat ja doch keinen Zweck.

Wird schon was kommen. In den letzten acht Wochen hat Ernst Raumer schon mehrmals so dagestanden. Und ist doch nicht verhungert. Irgendeine mitleidige Seele hat ihm unerwartet ein paar Groschen zugesteckt oder einer der Schlafkumpane in der Herberge, der — Gott und die Kriminalpolizei mochten wissen, woher — plötzlich zu Geld gekommen ist, hat generös ein Mittagessen spendiert. Oder... ach, irgend etwas kam immer! Irgend etwas, das dies Hundeleben wieder verlängerte.

Der junge Hamburger, der ihn eben um einen Glimmstengel angesprochen hat, ist weitergeschlendert, bückt sich jetzt gerade an der Ecke des Lagerschuppens und hebt etwas auf. Ein paar Sekunden später glimmt ein Fünkchen durch den feuchten Nebel.

Ernst Raumer sieht dem Burschen neidisch nach. Nun hat er richtig einen noch trockenen, brennbaren Zigarrenstummel gefunden und pafft vergnügt davon. Warum starrt er selber auch immer in die Luft? Nur die Glücklichen dürfen nach oben schauen. Wenn man unten ist, muß man den Blick schon zur Erde richten und sein bißchen Freude am Boden suchen.

Oder man schaut ins Wasser. Ist nicht das erstemal, daß Ernst Raumer hier gestanden und mit dunklen Gedanken in das gurgelnde schwarze Elbwasser gesehen hat. Aber trotz Elend und Hoffnungslosigkeit: seine gesunden sechszwanzig Jahre haben sich immer noch gestraubt gegen das Schlußmachen. Mein Gott, man hat grade Knochen, man hat was gelernt, Kräfte in Hirn und Fäuste, man ist sogar, wenn man sauber gewaschen und rasiert ist, ein ganz ansehnlicher Kerl. Irgendwo muß es doch eine Arbeit geben, die einen herausreißt aus dem Dreck! Irgendwann muß es doch anders werden.

Er hofft. Obwohl nun schon ein ganzes Jahr vergangen ist, seitdem der junge, ganz allein in der Welt stehende Ingenieur Ernst Raumer durch den Zusammenbruch der Firma Nöhning & Fasolt arbeitslos wurde. Ein furchtbares Jahr! Offerten über Offerten, Bittgänge, Vorstellungen, Hoffnungen, Enttäuschungen, Ablehnungen. Bis die Spargroschen verzehrt waren und die Miete nicht mehr bezahlt werden konnte. Die letzten Erinnerungsstücke von den Eltern, die letzten Bücher verkauft, die irgendwie entbehrlichen Kleidungsstücke verschadert, eins nach dem andern. Bis nur der alte, abgewetzte Anzug übrigblieb, den er am Leibe trägt. Unterstützung gab es nicht, denn Ernst Raumer war erst kurze Zeit in seiner ersten Stellung gewesen, als der große Krach kam. Höchstens ab und zu ein paar Mark von der Wohlfahrt. Man ließ sich vormittags die Füße wunden, ließ sich anschnauzen von Fabrikportiers und Kontoriern, lungerte abends am Hafen herum und schlief nachts in der Herberge zwischen Kameraden, deren dumpfer Atem röhelnd Fuselduft spie. Aeh! — Ernst Raumer spuckt mit einer Gebärde des Ekels in das schwarze Wasser.

Die Luft ist feucht und unbeholdlich. Um die Laternen zittert ein Dunstschleier. Nur wenige dunkle Gestalten lungern, den Rockkragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen vergraben, um die St. Pauli Landungsbrücken, vor denen in erdrückender Größe der schwarze Rumpf der abfahrtbereiten «Manschuria» liegt.

*Axel Rudolph, der Verfasser unseres neuen Romans, zeichnet hier seine Lebensstationen auf: Ich bin von Beruf Bergmann, bin im Jahre 1925 als Trimmer nach USA gegangen, war von 1925 bis 27 drüben so das Uebliche: Minenarbeiter, Fabrikarbeiter, Austräger, Hilfskellner, Fremdenführer, Farmhand, Tramp, Trapper. Eine Reihe von Prospektors habe ich in Calgary, Athabaska, Edmonton und Regina (Canada) kennengelernt, mich selber jedoch nicht an der Prospektorarbeit beteiligt. Wohl aber habe ich manchen Abend mit Prospektors im Camp gesessen und einen Einblick in ihr Leben bekommen. — Ende 27 fuhr ich als Matrose auf einem japanischen Dampfer von Vancouver nach Yokohama, von dort nach Shanghai, wo ich mich zum ersten Male (vorübergehend) journalistisch betätigte. — Ueber Indien, Aegypten kam ich dann 1929 nach Italien, wo ich Fremdenführer und teilweise auch Sprachlehrer wurde. Als meine Aufenthaltsurlaubnis nicht mehr verlängert wurde, kam ich Anfang 1930 nach Deutschland zurück. Da ich hier weder Arbeit noch Unterstützung bekommen konnte, nahm ich einen Rennschein und wanderte als Tippekunde, bis ich im November 1930 endlich in Bochum Unterkunfft fand als Hausknecht in der Herberge zur Heimat. — Dann kam das Tonfilm-Preisauusschreiben und die Berufung nach Berlin zur Ufa, wo ich als Dramaturg vertraglich verpflichtet wurde.*

Zum zwanzigsten Male schlendert Ernst Raumer an dem Schiffsrumpf vorbei. Rund und faszinierend glotzen die erleuchteten Bullaugen herüber. Wie schön müßte das sein, jetzt warm und geborgen da drinnen in dem mächtigen Schiffsleib zu sitzen. Aber der gute, ehrliche Seebär, der plötzlich dem am Hafen Herumlungernden wohlwollend auf die Schulter klopfte und ihn zum Mitfahren einlud, lebt nur in alten Bilderbüchern. Heute stehen Tausende Schlange vor den Heuerbüros, Tausende, die ihr Seefahrtsbuch in Ordnung haben und doch keine Heuer finden können. Und für blinde Passagiere haben die Kapitäne gar kein Verständnis mehr. Wie gerne würde man die obligate Tracht Prügel einstecken, wenn man sich dafür ein paar Wochen auf so einem Kasten sattfuttern und durch Arbeit ein paar Mark verdienen könnte! Aber es wird höllisch scharf aufgepaßt. Eindringlinge werden sofort entdeckt und noch im Hafen der Polizei übergeben.

Ueber den vorderen Laufsteg schwebt jetzt etwas Weißes. Ein Kranz von blonden Mädchenhaaren steht mitten im Lichtkreis der Laterne. Zwei große Augen spähen in das Dunkel.

Ernst Raumer bleibt stehen im Schatten des Zeitungskioskes, der längst seinen Laden geschlossen hat. Seine Augen hängen an der Gestalt auf dem Laufsteg. Eine Stewardess, oder so was. Sie trägt — ja, was trägt sie eigentlich? Ernst Raumer sieht es nur flüchtig und gibt sich keine Mühe, darüber klarzuwerden, ob das Mädchen eine weiße Jacke oder Schürze trägt. Um so eindringlicher steht für ihn mitten im Licht der blonde Haar-kranz und die großen Augen, die aus einem länglich schmalen Gesicht herausleuchten. Von so einem Gesicht hat er früher manchmal geträumt, geht es ihm durch den Kopf. Einen Augenblick ist die hoffnungslose Gegenwart versunken und Ernst Raumer lebt die Vergangenheit. Auf dem Polytechnikum in Aachen als Student. Nein, früher noch! Als Schüler schon. Da hat er oft so eine Gestalt vor sich gesehen: Mädchenschlank, hellblond, ein herbes, ruhiges Gesicht mit großen, blauen Augen. So und nicht anders sollte sie aussehen, die eine, die einmal... Na ja. Was ist daraus geworden? Ein paar flüchtige Stunden im Stadtpark mit einer kleinen Verkäuferin, ein paar Rundtänze, ein glückliches Wochenende in der Heide. Etwas wie Wehmut durchzuckt ihn, als er in das fremde Mädchengesicht starrt, das da so klar und scharf im Lichtkreis steht wie das Gesicht einer Diva, auf das sich alles Licht der Scheinwerfer konzentriert.

Jetzt kommt eine zweite Gestalt aus dem Bauche des Ozeanriesen über die Planke, ein Mann. Irgendein Wappen schimmert über dem Schirm einer Bordmütze. Der Mann stellt anscheinend irgendeine Frage. Das Mädchen schüttelt den Kopf und hebt die Schultern. Ihr Gesicht gleitet dabei aus dem Lichtkreis heraus. Nur auf ihren blonden Haaren liegt noch ein Streifen. Ernst Raumer schlürft aus dem Schatten heraus und geht weiter die Landungsbrücken entlang.

«Jimmy! He! Jimmy!» Der Mann am Laufsteg macht ein paar rasche Schritte auf Ernst Raumer zu. «Jimmy?» Ein ärgerliches «damnit» entfährt ihm, als er seinen Irr-

tum erkennt. Dann mustert er mit raschem Blick den vor ihm Stehenden. — «Keine Arbeit?» — «Stimmt», sagt Ernst Raumer und weiß in diesem Augenblick genau: Jetzt kommt etwas. Der Fremde — Steward oder Küchenmeister oder so was — macht ein zweifelndes Gesicht, überlegt. «D'you speak English?» «Yes. I think it will do.» Wieder sieht sich der Steward hastig um. «Jimmy!» Keine Katze antwortet. Hoch oben vom Deck der «Manschuria» ruft irgend jemand ein paar kauderwelsche Worte herunter. Das Mädchen tritt einen Schritt näher. Sie hat die Arme über

der Brust gekreuzt und mustert ruhig Ernst Raumer. — Immer noch sieht sich der Steward zögernd um.

«Jimmy kommt nicht», sagt das Mädchen gelassen, und ihre Augen halten Ernst Raumers Gesicht dabei fest. «Paß auf, der liegt betrunken irgendwo in einer Kneipe.»

«Und der Boß macht mir einen Heidenspektakel, wenn die Crew nicht vollständig ist», ergänzt der Steward nervös. «Ob man nicht einfach...?»

«Nimm ihn mit», sagt das Mädchen plötzlich entschieden. Ihre Augen lassen Ernst Raumers Gesicht los. Ohne die Arme aus der Verschränkung zu lösen, dreht sie sich auf dem Absatz um und geht langsam über den Laufsteg zurück an Bord. Der Steward pakt Ernst Raumer am Arm.

«Allright. Kannst mitfahren, mein Junge. Unser Crew-Steward fehlt. Also mach schon, daß du an Bord kommst! Wir werfen gleich los.» Ohne eine Zustimmung abzuwarten, schiebt er Ernst Raumer dem Laufsteg zu.

In Cuxhaven hat man einige Stunden später die Passagiere an Bord genommen. Das nächtliche Gewimmel von drängenden Menschen, von Koffern und Gepäckstücken, die abschiedwinkenden Hände auf dem Quai im Lichte der großen Bogenlampen sind verschwunden.

Ernst Raumer hat Kartoffeln geschält, Tee kann geschleppt, sich ein paar mal das Kopf eingestoßen an den ungewohnt niedrigen Deckbalken des Mannschaftslogis, hat die Speisereste, Teller und Geschirre der Freiwache zusammengeklaut und in der Kombüse gespült. Nun sitzt er auf der schmalen Kante seiner Kojen in Jimmys dumpfer Kabine, angetan mit Jimmys grauweißer Bordjacke und soliden Seemannshosen.

Ganz still sitzt Ernst Raumer und lauscht entrückt dem wichtigen Stampfen der Maschinen, dem Zittern der Schiffsplanken und dem Klatschen der Nordseewogen. Ab und zu grunzt er vor tiefer innerer Befriedigung. Dann wieder kommt ein träumerischer Glanz in seine Augen und er öffnet den Mund zu einem leisen Lächeln. Wie schnell ist der Traum in Erfüllung gegangen. Er sitzt wohlgeborgen auf dem großen Schiff, hat für mindestens zwei Wochen sichere Unterkunft, reichliches Essen und Aussicht auf Verdienst. Und am Ende der Reise winkt Amerika. Es gibt also doch noch Märchen. Man muß sie nur ins Moderne übersetzen.

Den ganzen Tag über gibt es Arbeit, ungewohnte Arbeit, bei der ihm manches kleine Malheur zustoßt und bei der er manch grobes Wort vom Proviantmeister, Koch und Obersteward einstecken muß. Aber wer ein Jahr lang als Stellungssuchender in der Großstadt sich hat herumschieben lassen, ist abgebrüht gegen Grobheiten und Schimpfwörter.

Um neun Uhr abends beginnt die Freiwache. Arbeit, ungewohnt gute Kost und frische Seeluft haben ihn müde gemacht. Eigentlich fühlt er das Bedürfnis, sich gleich auf seine Kojen zu werfen. Aber das Meer lockt, das große Weltmeer, das leise rauschend gegen die Schiffsplanken drängt. Weiter hinten strahlen die Lichter des Salons. Leise Musik kommt herüber. In den Glühlampen der Promenadendecks tauchen Gestalten auf, Paare, in Pelzjacken und dicke Ulster gehüllt, die ihren Abend-



spaziergang machen. Hier unten auf dem Vordeck aber ist es ruhig und dunkel. Nur über dem Eingang zum Logis schaukelt eine Lampe. Ernst Raumer lehnt an der Reeling und genießt halb unbewußt das Geheimnis der gespenstisch weißen Schaumkämme, des gigantischen Kolosses, der durch die Wasserweiten schneidet und tausend unbekannte Schicksale Unbekanntem entgegen-trägt.

«Na, schmeckt die Arbeit?» Ernst Raumer dreht sich hastig um. Die Stewardess mit dem lichten Blondschoß steht dicht hinter ihm. Irgendwie scheint sie losgelöst von der Umgebung in einer anderen Welt zu stehen. Vielleicht, weil ihre Stimme so hell klingt und gar nicht paßt zum Halbdunkel des Vordecks. Vielleicht, weil Martha Ebner überhaupt nicht hierher paßt zwischen die Ladeluken und Taurollen. Die schlanke Gestalt, der Hauch von Gepflegtheit, der von ihr ausgeht, das peinlich saubere Kleidchen — das gehört alles viel mehr oben in die Hauptdecks als hier unten ins Mannschafts-logis. Ernst Raumer wirft in Gedanken schnell einen fabelhaften Nerzmantel um Martha Ebners Schultern und sieht sie oben auf dem erleuchteten Promenaden-deck spazieren.

Nun, Martha Ebner hat ja auch dort oben ihren Bereich, wohnt sogar in einer kleinen Kabine der höheren Regionen und hat eigentlich selten Veranlassung, die steile Eisenstiege zum Vordeck herabzuklettern. Aber in ihrer Stimme liegt etwas Selbstverständlich-Kollegiales. Man versteht sofort, daß sie trotz ihres gepflegten Äußeren im Grunde eben nur eine Stewardess ist, eine kleine Angestellte, der Arbeit und Lebensnot nicht fremd sind.

Nach einer Viertelstunde weiß sie genau, woher Ernst Raumer kommt und was er gelitten hat. Es ist zwar nichts Besonderes. Tausenden geht es so in dieser Zeit, manden noch viel, viel schlimmer. Als Ernst Raumer sich vorstellen will und ihr seinen Namen nennt, wehrt sie lachend ab.

«Ihren Namen lassen Sie man vorläufig schwimmen. Hier an Bord sind Sie Jimmy Oswoth.» Das ist der Mann, für den Sie eingesprungen sind. Lassen Sie sich bloß nicht merken, daß Sie anders heißen. Wenn der Head-Master oder gar der dritte Offizier die Schiebung erfährt, gibt's ein Schlamassel.»

Das hat der Obersteward auch schon Ernst Raumer gesagt. Aber im privaten Verkehr kann man doch... Die Stewardess lacht. «Ich nenne Sie einfach Jimmy. Das ist doch ein schöner Name. Oder gefällt er Ihnen nicht?»

Ueber Ernst Raumer liegen noch die schweren Schatten der letzten Hungermonate. Er kann sich nicht recht in den frühlich-leichten Ton hineinfinden. Grübelnd lenkt er ab.

«Haben Sie Jimmy — ich meine meinen Vorgänger — gut gekannt?»

«Wieso gut? Ich hab ihn nur ein paar mal gesehen bei der Arbeit. Mein Revier ist oben auf dem B-Deck.» «Ich dachte nur, weil Sie mit dem Master nach Jimmy suchten.»

«Das war ganz zufällig, daß ich Ausschau hielt. Der Alte hatte mir die Ohren voll gejammert über den Deserteur.»

«Also Ihnen hab ich zu verdanken, daß ich mitgenommen wurde.»

Martha Ebner sieht ihn forschend von der Seite an. «Wenn Sie es so nehmen wollen. Mir war, als ob Sie... oder als ob ich... ach was», schlägt sie plötzlich um, «ich hab es eben dem Master geraten und nun sind Sie an Bord. Immer besser als am Hafen rumlungern oder nicht?»

Ernst Raumers und des Mädchens Auge lösen sich langsam voneinander. Irgendein Unausgesprochenes gestört zwischen beiden Menschen.

«Also schlafen Sie gut, Jimmy.» Martha Ebner schüttelt gewaltsam das sonderbare Gefühl ab und steckt dem Manne die Hand hin. «Ich hab jeden Abend um neun Freiwoche, wenn Sie mich etwas fragen wollen.» Und hastig, als fürchte sie, der Mann könne das falsch auffassen, fügt sie hinzu: «Aber Sie können ja auch den Master fragen.»

Ernst Raumer sieht ihr nach, wie sie die steile eiserne Leiter emporklettert. Geschmeidig strecken sich ihre Glieder. Ueber dem schwarzseidenen Stewardesskleid hüpfen die hellen Haare.

Eine Weile noch steht er und starrt hinaus auf die rollenden Nordseewogen. Dann geht er in die Kabine. Sein Crewkamerad schläft schon längst. Ernst Raumer setzt sich auf die Kante der schmalen Koje und sinnt den Begebenheiten der letzten vierundzwanzig Stunden nach. Nun fährt er also nach Amerika. Warum nicht? Eine Jugenderinnerung steigt in seinem Unterbewußtsein auf. Als Pennäler hat er jahrelang den Spitznamen «Columbus» geführt. Kein Mensch wußte warum. Irgendein Schulkamerad hat ihn eines Tages so getauft und der Name ist hängen geblieben. Heute erscheint ihm dieser sinnlose Spitzname fast wie eine Vorbedeutung.

Müde streift er die Kleider ab. Seine Hände berühren etwas Steifes, das in Jimmys Jacke steckt. Ein Brief. Ernst Raumer dreht ihn in den Händen. Die Anschrift lautet: «Herrn Geheimrat Friedrich Schöller, Berlin-Halensee, Georg Wilhelmstraße.» Ein Absender steht nicht vermerkt.

Ernst Raumer betrachtet verwundert die Handschrift. Eine flotte, eigenwillige Schrift. Dieser Jimmy — wie hieß er doch? — Jimmy Oswoth kann auch kein gewöhnlicher Crew-Steward sein. Vielleicht auch ein Ge-strandeter, der einmal von Chefeningenieur oder anderen schönen Posten geträumt hat. Oder vielleicht ist es gar nicht Jimmys Handschrift. Nur ein Brief, den er von irgendeinem Passagier zur Besorgung bekommen hat. Na, nun muß er erst noch mal mit nach Amerika. Raumer nimmt sich vor, ihn später in Deutschland zu frankieren und aufzugeben.

Plötzlich werden seine Augen gefangen von einem braunen Fleck auf der Rückseite des Briefumschlages. Oder eigentlich sind es mehrere kleine Flecke. Er steht auf und tritt mit dem Brief nahe an die Lampe. Diese Flecke — da kann kein Zweifel sein — das ist doch — Blut.

Unwillkürlich dreht er sich um. Hat nicht eben jemand in der Kabine deutlich das Wort «Blut» gesagt? Unsinn. Es ist niemand da außer dem schlafenden Kameraden. Vielleicht hat er selber unbewußt das Wort laut ausgesprochen. Aergerlich sucht er der sonderbaren Stimmung Herr zu werden. Na ja, es ist Blut. Wenn schon. Was ist dabei? Es kann jemand Nasenbluten gehabt haben. Oder Jimmy hat sich in den Finger geschnitten. Freilich, die Jacke selbst, die Tasche weist keinerlei Blutspuren auf. Aber es gibt tausenderlei harmlose Erklärungen. Warum kommt ihm nur dieses unheimliche Gefühl?

Nun, es ist schon fort. «Nerven» denkt Raumer und steckt den Brief in die Innentasche seines eigenen schäbigen Rockes. Mag er da liegen, bis sich Gelegenheit findet, ihn abzusenden. Bedächtigt streckt er sich auf seine Koje. Schlafen! Seit langer Zeit wieder mal in einem ordentlichen Bett schlafen! Denn, weiß Gott, diese schmale Koje ist ein Paradiesbett gegen die Wanzen-fallen in der letzten Hafenerherberge.

Aber der Schlaf will nicht kommen. Raumer liegt und lauscht mit geschlossenen Augen auf die Geräusche der Nacht. Seine Gedanken kreisen um das Meer, das da draußen rollt, um das Mädchen mit dem morgenlichtigen Haar, um Jimmy Oswoth, der vor ihm hier gelegen hat, um den Brief, den er in Jimmys Jacke gefunden. Und plötzlich öffnet Ernst Raumer weit die Augen, richtet unwillkürlich den Kopf ein wenig hoch und schnuppert. Es ist, als ob ein Blutgeruch durch die dumpfe Kabine zöge.

## 2. Die Zahl.

Wenn man in Amerika weiterkommen will, muß man in Amerika bleiben. Ernst Raumer denkt nicht daran, sich damit zu begnügen, als Aushilfe für Jimmy die Fahrt über den Ozean und zurück zu machen und dann wieder — wenn auch mit etlichen Dollars in der Tasche — arbeitslos in Hamburg herumzulungern. Er ist entschlossen, drüben regelrecht zu türmen. Genau wie Jimmy damals in Hamburg.

Raumer ist nicht so unvernünftig, von den Stiefelputzern und Zeitungsjungen zu träumen, die Dollar-könige geworden sind. Aber Amerika ist trotz aller Wirtschaftskrisen immerhin noch ein «prosperous country». Irgendwo wird sich da schon eine Verdienstmöglichkeit finden für einen gesunden jungen Mann, der das Polytechnikum mit gutem Erfolg absolviert hat und außerdem fließend English spricht.

Raumer hat das alles bereits mit Martha Ebner besprochen. Jeden Abend haben sie sich zusammengefunden unten auf dem Vordeck, auf einer Ladeluken gesessen und geplaudert. Sein Crew-Kamerad neckt ihn schon mit der «ewigen Poussiererei». Aber er hat unrecht. Vom Poussieren ist keine Rede. Die beiden haben sich ruhig und vernünftig unterhalten, wie sich eben zwei Kameraden in der Freizeit unterhalten. Ueber die Bordverhältnisse, den Lohn, das Essen, den Obersteward. Und doch hat in all diesen alltäglichen Dingen ein warmer Unterton mitgeschwungen, dem sie beide unbewußt nachlauschen.

Auch über Raumers Amerika-Absichten haben sie gesprochen. Da ist Martha Ebner nun freilich anderer Meinung. Nicht daß sie sein Desertieren unrecht findet. Aber in Amerika bleiben? O je! Sie kennt das Land. Hat selber zwei Jahre drüben gelebt. Lohn? Gewiß, er ist höher als in irgendeinem europäischen Land, bedeutend höher, wenn man ihn in Mark umrechnet. Aber der Dollar hat auch nur hunderte Cents. Und man gibt drüben fast ebenso rasch einen Dollar aus wie zu Hause eine Mark. Martha Ebner ist sehr skeptisch in bezug auf Amerika.

Morgen früh wird man in New York eintreffen. Raumer hat seine Kiste aufgemacht und holt seine alten Kleider wieder hervor. Denn Jimmys Zeug wird er als anständiger Mensch natürlich hübsch an Bord zurücklassen. Sonst bleibt nichts zurück. Ein idealer Zustand, ohne Gepäck zu sein. Man kann türmen, ohne Schwierigkeiten befürchten zu müssen. Die Bordwache hält nur solche Leute an, die mit Gepäck das Schiff verlassen wollen. Die Heuer muß Ernst Raumer freilich im Stich lassen. Aber einen gehörigen Vorschuß für den Landurlaub wird ihm der Master doch bewilligen. Und zwei Dollar hat ihm der dritte Offizier geschenkt, dem er vorgestern einen Photoapparat repariert hat.

Beim Kramen fällt Ernst Raumer der Brief in die Hände, den er in Jimmys Jacke gefunden hat. Ja so! Der muß ja nach Deutschland zurück. Das beste ist, Martha nimmt ihn mit und besorgt ihn in Hamburg. Ernst Raumer steckt den Brief zu sich und schlendert hinaus.

Das Wetter ist schlecht geworden. Seit dem frühen Morgen hat es heute geweht, auch Regenschauer sind ab und zu über das Deck gefegt. Gerade auf dem Vordeck weht es niederträchtig und gelegentlich klatschen sogar Schaumspritzer über die Reeling.

Wie schade, denkt Ernst Raumer betrübt. Das letzte Zusammensein mit Martha. Nun wird nicht viel draus werden bei dem Wetter.

Es ist bereits halb zehn, als Marthas blonder Kopf über der Treppe ersehnt. Sie hat einen Wettermantel umgeworfen, aber sie kommt nicht wie sonst herunter. «Abschiedswetter», lacht sie leise, als Raumer dicht an die Treppe herankommt. «Jimmy, ich hab gar keine Lust, bei diesem Wetterchen mir hier ein Schnupfen zu holen.»

«Ist unser letzter Abend, Martha. Ich hätte dir so gern noch allerlei gesagt, ehe wir uns trennen.»

Martha Ebner zögert. «Ich bin auch nicht hergekommen, um dir rasch Adieu zu sagen, Jimmy. Bloß um dir zu sagen: Komm heute abend zu mir.» Eine kleine Pause macht das Mädchen, dann fährt sie rasch fort: «Meine Kollegin Else ist heute morgen auf der Kajütentreppe ausgerutscht. Sie liegt mit einem Beinbruch im Schiffshospital. Also hab ich die Kabine für mich allein.» Ernst Raumer fühlt ein jähes Herzklopfen.

«Mädel, wenn da's rauskommt, bist du deine Stellung los!»

«Wenn schon. Ich muster ja doch in Hamburg ab. Wenn du vorsichtig bist, merk's auch keiner. Ich geh jetzt voraus und bleib an meiner Kabinentür stehen, damit du Bescheid weißt. Halt dich steuerbord, an der Windseite. Da ist bei dem Wetter keine. Und triffst du doch jemand von der Crew, dann erfindest du eben eine Ausrede. Du hast dem Master eine Meldung bringen wollen oder so was. Also, kommst du?»

«Ich...»

«Oder hast du Angst vor mir?» Wie zwei Sterne stehen Marthas Augen herniederfunkelnd über Ernst Raumers aufwärtsgebogenem Gesicht.

«Also gut. Ich folge dir.»

Dann sitzen sie beisammen in der kleinen Kabine auf Marthas Bett. Alles ist gut gegangen. Niemand hat Ernst Raumer gesehen. Sonderbar, wie schwül die Luft in so einer Kabine ist. Viel drückender und schwüler, empfindet er, als in seiner eigenen engen Kammer. Auch in Marthas Stimme schwingt ein dunkler Ton, obwohl sie nur leise von gleichgültigen Dingen redet. Es ist zu dumm. Warum sollten sie — Freunde, die sie geworden — nicht gemütlich hier in der Kabine miteinander reden, wenn es draußen stürmt und regnet? Sie denken doch beide nicht an Zärtlichkeiten. Und doch ist es auf einmal ganz anders, das Zusammensein, als unten auf dem Vordeck. Die Abgeschlossenheit des Raumes, das Bewußtsein, miteinander allein zu sein, allein in der Nacht, das Flüstern, zu dem sie ihre Stimmen dämpfen müssen, damit die nebenan schlafenden Kolleginnen nichts hören — all das schafft eine Atmosphäre, aus der eine Springflut geheimer, unausgesprochener Wünsche und Sehnsüchte emporquillt.

«Nein, Jimmy», sagt Martha auf eine Frage Raumers, «so europamüde du bist, so amerikamüde bin ich. Wirst's auch schon lernen, daß sie in Amerika auch nur mit Wasser kochen. Aber helfen kann man da keinem Menschen. Das muß jeder am eigenen Leibe erfahren.»

«Meinst du, du könntest in Amerika nicht glücklich sein?»

Das Mädchen schüttelt nachdenklich den Kopf. «Ich glaub nicht, Jimmy. Sieh mal, ich kann das wohl nicht so richtig ausdrücken, aber ich hab nun einmal eine Liebe in mir zu allem, was Heimat ist. So als ganz junges Ding, da sehnt man sich natürlich raus. Fremde Länder, Uebersee und so. Aber mich zieht's immer wieder heim. Ich weiß nicht, ob du verstehst, was ich meine. Nicht das Elternhaus oder irgendeine bestimmte Stadt, sondern eben — na eben das Ganze.»

«Heimatliebe», sagt Raumer ganz leise.

Martha nickt. «Ja, das ist es wohl. Ich weiß nicht, ob man uns das so eingetrichtert hat in den paar Lyceumsjahren, eh meine Eltern starben, so fest, daß man nicht mehr davon loskommt, oder ob es sonst irgendwie in mir liegt. Ich hab doch inzwischen allerlei mitgemacht, aber das ist immer geblieben. Ich liebe die Heimat und könnt wohl nie anderswo glücklich werden.»

Ernst Raumer ist es, als ob er singen hörte, ein altes, einstimmiges Kinderlied. Leise legt er den Arm um Marthas Schultern und ein Vers aus der Schulzeit zieht langsam durch seinen Sinn:

«Der ist in tiefster Seele treu,  
der die Heimat liebt wie du.»

Eine Weile sitzen sie ganz still. Dann fragt Raumer: «Möchtest du nicht heiraten, Martha?»

Das Mädchen sieht belustigt auf. «Erwa dich? Menschenskind, willst du mit ganzen zwei Dollar in der Tasche in Amerika türmen und spintisierst vom Heiraten!»

(Fortsetzung Seite 1594)



Fr. 2.—,  
3.25, 5.—



Fr. 2.25  
4.—, 6.—

4711  
Echt Kölnisch Wasser

1 Stück Fr. 1.25  
Karton mit 3 Stück  
Fr. 3.70



Fr. 6.50,  
10.50, 20.—



Fr. 13.50



Je nach Wahl  
Fr. 1.65 bis 7.25

4711

Erlesene  
Weihnachtsgaben  
Praktisch  
Im Sinne der Zeit

Fr. 11.50,  
17.50



Fr. 3.75

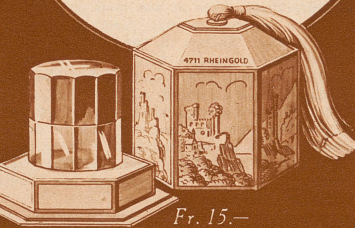


Fr. 2.— bis  
7.50



4711  
Russische  
Eau de Cologne

Fr. 2.—  
bis 5.75



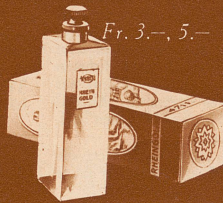
Fr. 15.—

4711  
Rheingold

Das Parfum vornehm dezenter Eigenart  
Parfum · Eau de Cologne

4711  
Lavendel-  
Wasser

Fr. 3.—, 5.—



Fr. 2.25, 3.50

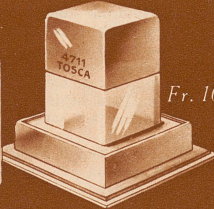
Je nach Wahl  
Fr. 6.25 bis 14.—



Fr. 5.—



Fr. 10.—



4711  
Tosca

Der selten fremdartige Duft

Parfum · Eau de Cologne · Creme · Puder · Haarwasser · Seife · Brillantine



Fr. 1.80,  
3.—, 4.50

Haupt-Depot "4711": Emil Hauer zum Blau-Gold-Hof in Zürich — Telephon Nr. 3 4711.





Ludwig Klages sechzigjährig.

Dr. Ludwig Klages, der Schöpfer und Leiter des Seminars für Ausdruckskunde in Kildberg bei Zürich und der Begründer der wissenschaftlichen Graphologie, begibt am 10. Dezember seinen 60. Geburtstag. Klages gibt in seinem dreibändigen Werk «Der Geist als Widersacher der Seele» seiner Weltanschauung gewichtigen Ausdruck und stellt sich damit in die vorderste Reihe der lebenden Philosophen



Kammersängerin Anna Bahr-Mildenburg, die Gattin des Dichters Hermann Bahr, vollendete unlängst ihr sechzigstes Lebensjahr. Als Wagner-Sängerin errang sie sich in Bayreuth und München einen Namen von Weltruf. Heute ist sie als Gesangspädagogin in Wien tätig



Dr. C. G. Jung

Küsnacht - Zürich, wurde in Würdigung seiner zahlreichen grundlegenden Publikationen auf dem Gebiete der Psychologie der Literaturpreis der Stadt Zürich für 1932 zuerkannt

Aufnahme Photopress



Hans Vaterhaus

der bekannte Schweizer Konzertsänger und Verfasser einiger Singspiele und Radio-Burlesken, starb 51 Jahre alt in Zürich

«Ich hab nur gefragt, ob du heiraten möchtest.» Martha wird ernst. «Warum nicht?», sagt sie und in ihren Augen ist ein ganz ferner, sinnender Ausdruck. «Aber dazu gehört Geld. Wenn man Geld hätte, so richtig viel Geld, o ja, dann könnt man irgendwo daheim eine Wohnung einrichten, einen Laden aufmachen oder so was...»

«Und wenn ich nun eines Tages Geld haben würde, Martha», sagt Raumer rasch.

Sie sieht ihn mit einem lustigen Augenzwinkern an. «Träumst wohl von Dollarmillionen, mein Junge, wie? O je! Wird dir schnell vergehen drüber. In ein paar Jahren bist du froh, wenn du dich auf einem Kasten wieder rüberarbeiten kannst.»

«Ach, Millionen!» Raumer ist ein wenig gekränkt. «Ich bin doch kein Kind. Aber Arbeit werd ich schon finden. Ich kann was. Und wenn man Arbeit hat, verdient man. Dann ist alles im Lot. Ich werd sparen, zurücklegen...»

«Ssst», dämpft Martha seine zu laut gewordene Stimme. Dann schlägt sie das Thema scherzend nieder. «Also schön. Wenn du einen Haufen Geld verdient hast, kommst du zurück und kaufst mir ein Haus mit Garten.»

Stunde um Stunde vergeht. Die beiden erzählen sich flüsternd tausend kleine Nichtigkeiten aus ihrer Jugendzeit, beraten noch einmal ausführlich Raumers Flucht, die morgen früh stattfinden soll. Langsam fallen dem Mädchen die Augen zu. Ihr Kopf liegt ganz dicht in Ernst Raumers Arm geschmiegt, seine rechte Hand hat sich in die Flut ihres blonden Haars vergraben. Einmal rafft er sich auf zu der Frage, ob er fortgehen soll. Martha schüttelt schläfrig den Kopf.

«Du kannst jetzt nicht gehen. Jetzt patrouilliert die Salonwache im Korridor. Bis früh um vier. So lange mußt du schon warten.»

«Schlaf, Mädchenchen.» Raumers Stimme klingt heiser. «Du bist müde.»

Martha kuschelt sich fester in seinen Arm. «Ja, ich möcht ein bißchen schlafen, Jimmy. Morgen bei der Ankunft gibst's für mich einen strammen Tag.» Ihre Augen fallen wieder zu. Raumer spürt die Wärme ihres Körpers, den herben Duft des blonden Haars. Fast willenlos gleitet seine Hand abwärts über ihre Schultern. Da schlägt Martha die Augen auf und sieht ihn ernst und fragend an.

«Bitte, tu mir nichts, Jimmy.»

Es liegt etwas unendlich Rührendes in dem schlichten Wort, in der ersten Weise, in der das Mädchen es sagt und die keinen Gedanken aufkommen läßt an Koketterie oder Unaufrichtigkeit. Vor diesem Wort schwindet das Zittern in Ernst Raumers Händen und die aufdrängenden Manneswünsche kriechen zurück.

«Nein, Martha, du kannst ruhig schlafen. Ich tu dir nichts.» Raumer sagt es mit einem so tiefen, bewegten Ton, daß Martha sich in seinem Arm aufrichtet und ihre Lippen fest an seinen Mund drückt.

«Gute Nacht, Jimmy. Als ich dich in Hamburg sah, wußte ich schon: Du bist ein feiner Kerl.»

«Acht — sieben — sieben — sieben.» Martha Ebner sagt das aus dem Schlaf heraus und fährt mit einem Ruck in die Höhe, sieht sich verwirrt um. Wo ist man nur? Ja doch! Das ist ja ihre Kabine. Die kleine Reiseuhr zeigt ein Viertel vor vier. Und der da neben ihr sitzt und sie lächelnd anschaut, — Gott ja, das ist ja

Jimmy. Natürlich. Sie ist in Jimmys Arm eingeschlafen. Aber da war doch noch was... irgend etwas Wichtiges... «Jimmy», stößt sie noch immer halbwillig hervor, «was... was... war das eigentlich?»

«Du hast geschlafen, Martha.» Ernst Raumer lacht. «Und du hast wohl ein wenig geträumt?»

In Marthas Gesicht steht ein Grübeln. «Geträumt... ja, wohl geträumt... oder nicht... da war doch irgend etwas... ich weiß nicht mehr... so was Besonderes.»

«Jetzt eben, eh du aufwachst, hast du ganz laut etwas gesagt.» Raumer betrachtet belustigt ihre gefurchte Stirn. «Acht, sieben, sieben, hast du gesagt.»

Das Mädchen fährt hoch. «Das war's! Die Zahl! Eine Acht und drei Sieben! Gott sei Dank, daß du sie behalten hast.»

«Abergläubisch, Martha?» Sie steht vor ihm in ihrem jetzt etwas zerdrückten Kleid, warm und aufgeregt.

«Ach, Aberglauben! Aber so was muß doch was zu bedeuten haben. Ich weiß es jetzt. Ganz deutlich. Da waren große, schwere Wolken, so, wie sie heute — nein gestern — am Himmel standen. Und auf einmal war da eine Zahl: 8777 — ganz groß, nur die Zahl. Aber alles wurde um die Zahl auf einmal so sonderbar hell, so wie es einem Menschen in der Brust wird, wenn er sich ganz leicht und glücklich fühlt. Du, und wir beide — du und ich — standen mitten in der Helle!»

Raumer betrachtet sie immer noch lächelnd. «Ein Traum, Martha. Daß du so abergläubisch sein kannst, hätt' ich nicht gedacht.»

Martha ist plötzlich wieder ganz still geworden. «Ich bin nicht abergläubischer als andere, Jimmy. Sonst mach ich mir nichts aus Träumen. Aber das hier — also da war ein so starkes, sonderbares Gefühl in mir, als ich eben erwachte, fast eine Gewißheit: das war mehr als ein Traum. So was geschieht nicht oft und nicht umsonst, sag ich dir.»

«Wenn wir an Land wären, würdest du dir sicher ein Lotterielos kaufen mit der Nummer 8777?»

Martha überhört das gutmütig Spottende in seinen Worten.

«Ja, das würd' ich», sagt sie ernst. Ein ferner, träumender Ausdruck kommt in ihr vom Schlaf gerötetes Gesicht. «Einmal Glück haben im Leben», sagt sie mehr zu sich selbst als zu Raumer, «reich sein, haben können, was man haben möchte... Glück...!» Mit einer raschen Bewegung greift sie nach seinem Arm. «8777! Merk dir die Zahl! Du auch! Du warst dabei. Wenn sie irgendeine Bedeutung hat, dann ist's auch für dich. In deinem Arm hab ich sie geträumt! 8777!»

«8777!» wiederholt Raumer versonnen und zieht das Mädchen sanft an sich, «verlaß dich drauf, ich werd mir die Zahl merken. Zur Erinnerung an diese Nacht, Martha, zur Erinnerung daran, daß du in meinen Armen geschlafen hast. Wenn ich an dich denke, dann werd ich auch an die Zahl denken. Also oft, sehr, sehr oft.» Diesmal ist es Raumer, der sie küßt und Martha erwidert herzlich seinen Kuß.

«Es wird Zeit, daß ich rüber komme. Hab Dank für dein Vertrauen.»

«Hab Dank auch du, Jimmy. Ich wußt ja, daß du ein feiner Kerl bist.»

Als Raumer sich zum Vordeck hinunterschlingelt, steht im Tagwerden backbord voraus ein feines Spinnwebgewebe von fernen Masten. Aus grauen Nebeln schälen

sich gigantische Konturen, gespensterhaft, unwahrscheinlich, Cyklopenburgen hinter wallenden Vorhängen: Manhattan.

An den Brief hat Raumer in dieser Nacht nicht gedacht. Erst als er nachmittags, nachdem die Passagiere das Schiff verlassen hatten, die Dienstkleidung mit seinem alten, schäbigen Anzug vertauscht, fällt ihm der Brief mit den Blutflecken wieder ein.

Es geht alles nach Wunsch. Der Master hat ein Einsehen gehabt und dem Crew-Steward Jimmy Oswoth einen Vorschuß von fünf Dollar gegeben. Landurlaub ohne einen Cent in der Tasche, das geht nicht. Das sieht schließlich selbst ein Vorgesetzter ein. Ernst Raumer betrachtet sich vergnügt in dem Rasierspiegel seines Schlafkameraden. Er hat tüchtig schuftet müssen in den Tagen der Ueberfahrt, aber sich auch tüchtig herausgemauert nach der langen Hungerkur. Der alte Anzug, der ihm in Hamburg schlottete um die Rippen hing, sitzt schon viel besser.

Am Landungssteg steht Martha Ebner, ein wenig übernünftig, denn sie hat den ganzen Tag hart schaffen müssen, ehe die Passagiere mit all ihrem Gepäck von Bord waren. Viel reden können die beiden nicht mehr. Es gehen dauernd Matrosen, Heizer und Stewards vorbei, manche schon landfein angezogen.

«Viel Glück, Jimmy», flüstert Martha hastig, während sie ihm die Hand schüttelt, «laß es dir gut gehen.» Ernst Raumer greift in die Tasche und gibt ihr den Brief.

«Das hätt' ich beinahe doch vergessen. Sei so gut und gib den Brief in Hamburg zur Post. Ich hab ihn in Jimmys Jacke gefunden.»

«Jimmys? — Ach so! Na, der kommt dann reichlich verspätet an.»

Martha Ebner besieht flüchtig die Aufschrift und behält den Brief in der Hand. Raumer hat ihn schon im nächsten Moment vergessen.

«Ich komm zurück», flüstert er strahlend, ganz erfüllt von Hoffnungsfreude, fast übermütig, «in ein paar Jahren bin ich wieder da. Mit einem ganzen Sack voll Geld. Und ich werd dich schon finden, Martha, verlaß dich drauf. Ich hab jetzt ein Ziel, für das ich arbeiten und reich werden will.»

«Unsinn.» Martha drängt ihn verlegen dem Laufsteg zu. «Denk lieber an die Zahl, hörst du. Da steckt vielleicht dein Glück drin.»

«Die werd ich so wenig vergessen, wie ich dich vergessen werde», sagt Ernst Raumer so laut und freudig, daß Martha sich erschrocken umsieht, — «8777!»

### 3. Die hellblaue Nixe.

Am Strand von Conney Island steht Raumer und schaut auf das Meer hinaus.

Ein freier Mann in einem freien Lande.

Gar nicht traurig, denn die Hoffnung lebt immer noch in ihm. Amerika ist groß. Irgendwo wird er schon Arbeit finden. Und in zwei, in fünf, in zehn Jahren wird er wieder über das große Wasser fahren. Aber nicht mehr als Crew-Steward, sondern als zahlender Passagier. Und dann wird er auch den Weg finden zu dem erträumten Glück, das inzwischen Gestalt gewonnen hat und den Namen Martha Ebner trägt.

(Fortsetzung Seite 1596)



Vorläufig aber sieht die Sache noch recht bedenklich aus. Amerika hat schon manchen enttäuscht. Eigentlich sind die drei Monate, die Raumer nun schon in USA ist, nicht viel besser gewesen, als das dunkle Erwerbslosenjahr in Hamburg.

Die Fabriken in Hoboken und Brooklyn haben keinen Bedarf, weder an Arbeitern noch an Ingenieuren. Die Vermittler-Büros, die seine 50 Cent-Stücke geschluckt haben, schicken ihn von Hobson zu Jobson und überall gab es die gleiche Antwort: «No job free.» Er ist heilfroh gewesen, daß er ab und zu einen Tag hat aushelfen dürfen als Kellner, als Austräger, als Hilfsarbeiter in den Docks und Lagern unten am Hafen. Er hat in den üblen Zweicent-Asylen der Bowery geschlafen und auch schon auf den Bänken im Central Park, bis die Bobbys ihn energisch weckten und zum Weitergehen aufforderten.

Raumer hat längst entdeckt: Für Leute, die kein Geld haben, ist das Leben in Amerika genau so eine unanständige Einrichtung wie in Europa.

Er hat bisher nur einen Vorteil hier gefunden: Man kann sich frühmorgens an den vor den Haustüren stehenden Milchflaschen gütlich tun und sich die Taschen mit Brötchen füllen, ohne daß gleich ein Polizeibeamter einen beim Wickel nimmt.

Die Landsleute, die er am Hafen getroffen hat, haben ihm auch nicht gerade den Nacken gesteuft. «Mensch, mach bloß, daß du wieder überkommst», war der stetige Refrain der Erzählungen ihrer eigenen Erlebnisse in God's own country.

Bisher ist es noch einigermaßen gegangen. Die Frühstückbrötchen, die Abfälle der Fruchtverkaufstände und die gelegentlichen Aushilfsarbeiten haben ihn davor bewahrt, als Mittelloser von der Polizei aufgegriffen und nach Ellis Island abgeschoben zu werden. Aber der Sommer geht zu Ende. Bald wird es vorbei sein mit dem Uebernachten im Park.

Raumer trägt immer noch den alten, abgewetzten Anzug, mit dem er in Hamburg an Bord der «Manschuria» ging. Und heute, nach drei Monaten, steht er also da an einem der langen Piers von Conney Island, noch verlassen und hoffnungsloser als damals in St. Pauli. Denn heute hat er nicht mal sechzig Pfennige in der Tasche. Keinen roten Cent!

Es ist Mittag. Drüben wimmelt und kribbelt der Ameisenhaufen des Strandbades, parken die endlosen Reihen der Autos. Raumer hat sich verdrossen durch das Menschengewühl geschoben und ist mit brennenden Sohlen die schnurgerade, langweilige Asphaltstraße entlang gewandert bis hierher, wo es einigermaßen einsam ist. Nur wenige Strandkörbe stehen hier und draußen

in den langen Wellen tummeln sich nur wenige Schwimmer.

Raumer ist bis ganz vorn an den Kopf der langen Holzbrücke gegangen und starrt über das Meer. Mit dem Gefühl, daß er hier Europa so nahe ist, wie zur Zeit überhaupt möglich.

Wäre eigentlich gar nicht so übel, wenn man hier ein Bad nähme. Er ist seit fünf Tagen nicht mehr aus seinen alten, durchgeschwitzten Kleidern herausgekommen. Wie appetitlich die Schwimmer da draußen aussehen! Er verfolgt mit den Augen eine schlanke, geschmeidige Gestalt in hellblauem Badedress. Schwimmt etwas weiter weg, das Mädlein. Da draußen, hinter der abgesteckten Grenze, gehen die Wellen hoch. Wo ist sie jetzt? Es will ihm scheinen, als sei der Kopf da draußen minutenlang verschwunden. Nein, da ist sie wieder! Aha! Sie macht kehrt, schwimmt zurück. Aber langsam. Scheint völlig erschöpft zu sein. Jetzt — Donnerwetter! Raumer spannt unwillkürlich den Rücken und starrt mit zusammengekniffenen Augen über das Wasser. Der Kopf ist untergetaucht, bleibt verschwunden. Fast mechanisch beginnt der Beobachter zu zählen. Zwanzig Sekunden, fünf und zwanzig Sekunden. Die Schwimmerin kommt nicht wieder hoch.

Raumers ausgetretene Schuhe fliegen im Bogen auf die Holzplanken des Piers. Die zerschlissene Jacke folgt. In langen, hastigen Stößen schwimmt er hinaus, der Stelle zu, wo der Kopf verschwunden ist.

Hopla! In seinem rasenden Tempo ist er gegen etwas gestoßen, richtet prustend den Kopf auf und schüttelt das Wasser aus den Augen. Vor ihm eine schlanke Gestalt in hellblauem Trikot, unter enganliegender Badehaube ein lachendes Mädchengesicht.

«Hallo, Sir! Wollen Sie nach Europa schwimmen oder bilden Sie sich ein, das blaue Band erringen zu können?»

Verblüfft starrt er die Schwimmerin an, die gar nicht erschöpft aussieht, sondern ihm lachend den Weg freigibt. «Esel», schimpft er sich selber, «voreiliger Esel! Das verdammte Girl schwimmt ja viel besser als ich. Ist natürlich vorher nur getaucht.» Und er hat ausgerechnet diese prachtvolle Schwimmerin «retten» wollen! Aber er muß ihr wenigstens erklären, warum...

«Hallo, Miß!»

Die Hellblaue sieht den merkwürdigen, stoppelbärtigen Mann in den unvorschriftsmäßigen Kleidern auf sich zukommen. Erst verwundert, dann ein wenig erschrocken. Weiß der Himmel, was der Kerl will. Sie macht kehrt und schwimmt in langen Crawlstößen rasch dem Strande zu. Raumer hinterher.

«He, Miß! Warten Sie doch einen Augenblick!»

Endlich fühlt er den Sand unter den Füßen. Die Hellblaue hastet schon dreißig Schritte vor ihm den Strand hinauf.

«Was wollen Sie denn von der Dame, Mann?»

Ein junger Herr in elegantem Stranzanzug versperrt dem Laufenden plötzlich den Weg.

«Geh Sie einen Dreck an, Herr!» Raumer will atemlos an ihm vorbei, aber der Elegante gibt sich eine würdevolle Haltung.

«Wenn Sie etwas von Miß Tayne wünschen, so wenden Sie sich gefälligst an mich. Ich bin der Freund der jungen Dame.»

«Ach so!» Ernst Raumer bleibt stehen und holt sich seinen Atem zurück. «Sie sind ein Freund der Dame dort? Na, dann bestellen Sie ihr bitte, daß sie sich unnötig geführt hat. Ich sprang nur ins Wasser und schoß hinaus, weil ich glaubte, die junge Dame sei am Ertrinken.»

«Oh!» Der elegante Herr macht ein verständnisvolles Gesicht und legt in die Hosentasche. Natürlich ein Tramp, der es auf eine Belohnung abgesehen hat. Mit nachlässiger, verächtlicher Bewegung hält ihm der Gentleman zwischen zwei Fingerspitzen eine Zweidollarnote hin: «Bitte.»

Ernst Raumer sieht eine Sekunde auf den Schein, eine zweite in das kalt-verächtliche Gesicht des Herrn. Brummt dann etwas, das verdächtig nach einer Verbalinjurie klingt und schüttelt den Kopf.

«Wie Sie wollen.» Der Gentleman steckt den Schein achlos wieder in die Hosentasche und wendet sich zum Gehen.

«Lassen Sie es sich nicht einfallen, Miß Tayne noch weiter zu belästigen», ruft er über die Schulter zurück und fügt, schon in sicherer Entfernung, laut hinzu: «Sie — Strold!»

Ernst Raumer zuckt zusammen. Was hat der Kerl gesagt? Strold? Da soll doch...

«He! Sie! Mister! Wenn Sie das Wort nochmal in den Mund nehmen, gib's eine Tracht Prügel, verstanden?»

Aber der Elegante antwortet nicht mehr. Er ist bereits den Strand hinaufgeeilt und schreitet neben der Hellblauen der Promenade zu.

«Was wollte der Mann nur, Ralph?» fragt die hellblaue Nixe, einen besorgten Blick zurückwerfend zu Ernst Raumer, der sich unten am Strand wie ein Pudel schüttelt.

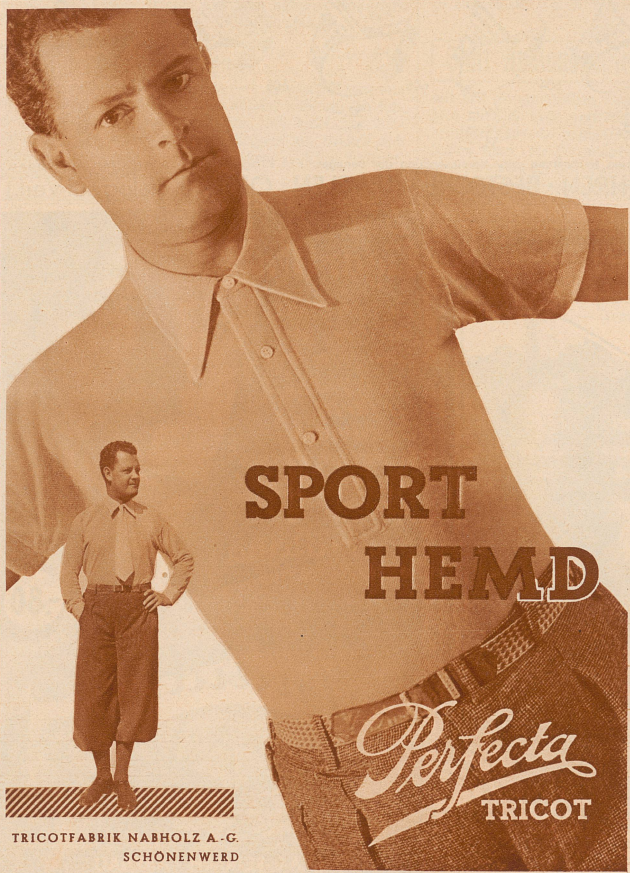
(Fortsetzung folgt)







Winterfreuden in **BALLY**  
Spezial Sport-Modellen



**SPORT  
HEMD**

*Perfecta*  
**TRICOT**

TRICOTFABRIK NABHOLZ A. G.  
SCHÖNENWERD



Praktisch schenken

und dauernde Freude bereiten Sie mit dieser beliebtesten Klein-Schreibmaschine

**ROYAL PORTABLE.**

Schon von Fr. 275.— an erhalten Sie heute diese weltberühmte Marken-Schreibmaschine.

Verlangen Sie sofort den ausführlichen Prospekt durch den Generalvertreter für die Schweiz:

**Theo Muggli, Zürich · Gefnerallee 50 · Telephon 36.756**  
oder unverbindliche Vorführung durch den Vertreter:  
**Robert Gubler, Zürich · Bahnhofstraße 93 · Telephon 58.190**